Regeln der Klubs und Verbände, sondern als freier Schwimmer der Welt, seinetwegen auch als „Professional", wenn sie es denn so nennen wollten . . .

Wenn er in Grimau noch einmal innerhalb des bisherigen Rahmens schwimmen sollte, so tat er es, weil er hier noch eine alte Rechnung einzulösen hatte. Aber es sollte nur ein Wiederbeginn sein. Unzweifelhaft würde ihm der S.-K. B. 1879 nach seinem Siege von selbst die Mitgliedschaft wieder anbieten, wahrscheinlich ihn gleich zu seinem Ehrenmitgliede ernennen.

Er wollte sie annehmen.

Dann aber sollte sein Weg in die Weite beginnen.

Berlin — was war Berlin? — Das war ein abgegraster Boden, auf dem es nichts mehr zu holen gab. Und auch in Deutschland waren der Städte wenige, wo er noch Ehren erlangen konnte, die er noch nicht besaß.

Aber das Ausland! — Dahin mußte er. Zunächst nach England. Und wenn er von dort mit neuen Ehren und neuen Mitteln zurückgekehrt war, dann sollten seine großen Reisen von einer Hauptstadt zu der andern beginnen, und überall würde er seine Kunst — wenn es sein mußte: vor der ganzen Oeffentlichkeit zeigen und den Ruhm seines Namens über die ganze Welt tragen . . .

So sprach Helder. Seine ungelenken Worte überstürzten sich, und seine Augen glänzten wie im Fieber, während seine heißen Hände heute abend immer und immer wieder nach dem Glase griffen.

Und der kleine Kaufmann sah mit seinen weit geöffneten Augen ganz stumm und erschrocken auf seinen großen Freund und hörte ihm zu, ohne ihn zu verstehen, und wußte nicht mehr: redete ein Genie da vor ihm oder ein Irrer.

(Fortsetzung folgt.)

Stimmen und Bilder

Die Großmutter

Von Cyriel Buysse. Aus dem Holländischen übersetzt von Georg Gärtner

Die Enkelin, nervös vor verhaltener Bewegung, wartete, bis die alte Großmutter, die mit der Abendmahlzeit fertig war, auch ihr Gebet gemurmelt und mit ihrer gelben zitternden Knochenhand ein Kreuz geschlagen hatte. Dann sagte sie plötzlich in einem Atem:

„Großmutter, ich hätte jetzt Geld genug beisammen. Darf ich am Sonntag in die Stadt gehen und sie kaufen?"

Die Alte, die sich mühsam erhoben hatte, um an ihr Spinnrad zurückzukehren, sank vor Erstaunen wieder auf ihren Stuhl zurück, die Augen ganz verblüfft auf das junge Mädchen gerichtet.

„Ach du lieber Herre Gott, steckt dir das noch immer im Kopf!" rief sie verzweifelt aus.

„Aber ja — freilich, Großmutter," antwortete Emerentia mit feurigen Wangen und Tränen in den Augen. „Ich möchte doch gern bessere Kleider machen, um ein bißchen mehr zu verdienen, und das kann ich doch nicht, wenn ich keine Nähmaschine habe, nicht wahr?"

Großmutter schüttelte den Kopf und erhob sich in gebückter Haltung.

„O Herre, o Herre sind das Sachen!" jammerte sie. „Muß mir diese Teufelserfindung auch noch ins Haus kommen?"

„Ja, aber Großmutter, das ist keine Teufelserfindung," sprach versöhnlich das junge Mädchen. „Das ist 'ne ganz schöne Erfindung, und gegenwärtig arbeiten alle Schneiderinnen damit."

Seufzend und brummend, mit gekrümmtem Rücken und die Hand auf ihr Stöckchen gestützt, kehrte die Großmutter an ihr Spinnrad zurück. Sie war noch aus der guten alten Zeit und hatte keinen Begriff von all diesen neuen Erfindungen. Sie fürchtete sie und hatte einen gewaltigen Abscheu vor ihnen. Sie war keine zehnmal in ihrem Leben in der Stadt gewesen und noch niemals auf der Eisenbahn gefahren. Eine Nähmaschine kannte sie überhaupt nicht. Sie hatte niemals eine gesehen. Aber sie dachte, es sei auch etwas dergleichen, wie jener Eisenbahnzug, der erste, der durch das Land fuhr und den sie, vor jetzt mehr als 60 Jahren, mit Hunderten und Aberhunderten aus dem Dorfe angegafft hatte. „Es ist der schwarze Teufel!" hatten damals die Leute gesagt, und entsetzt waren sie davon gelaufen. . . . Kleider machen mit einer Nähmaschine? Ach, zu ihrer Zeit machten die Leute ihre Kleider selber, oder wenn sie das nicht konnten, so ließen sie eine Schneiderin ins Haus kommen, die sie dort machte, wo sie selbst dabei waren, und zwar wurden sie ohne solch fremdes Teufelszeug, ohne jeden Schwindel, ganz allein mit den Händen gemacht.

„Na, ist's so gut, Großmutter? Darf ich sie Sonntag kaufen?" fragte das Mädchen neuerdings, zitternd und schüchtern.

„Ja, ich kann nichts dagegen machen, wenn du sie von deinem eigenen Geld bezahlst, aber gefallen tut mir's nicht," sagte sie mit einem tiefen Seufzer.

Sie hatte sich an ihrem Spinnrad niedergelassen, hatte das glimmende Oellicht angezündet und spann. . . . Das hölzerne Rad schnurrte, ihre alten, runzeligen, verkrümmten Finger haspelten noch mit erstaunlicher Gewandtheit den Spinnrocken ab. Und ihr verborgenes, unter einer Hügelhaube mit breitem Bande halb ganz verborgenes Gesicht, war gleichfalls wie ein Spinnrocken, von dem sie gespensterhaft die unsichtbaren Fäden abspann, immer, ununterbrochen, ohne Ende. . . . Ihr ganzes Leben lang hatte sie gesponnen. Ihr Spinnrad, für sie gemacht, als sie 16 Lenze zählte, war mit ihr alt, rauh und wacklig geworden. Sie hatte gesponnen, hier an dem Fensterchen mit den kleinen grünlichen Scheiben, als jugendliches, schönes blondes Mädchen mit frischen Wangen und leuchtenden Augen, an den Liebsten denkend, der sie immer Sonntags auf irgendeine Dorfkirmeß begleitete. Sie hatte hier gesponnen als wackere tüchtige Hausfrau, während sich um sie eine Schar lärmender Kinder tummelte. Sie hatte hier gesponnen, alt und einsam, nachdem alle, die sie ertragen und groß gebracht hatte, in alle Welt zerstreut oder gestorben waren. Und nun spann sie hier ihre letzten Tage, bei dieser letzten Enkeltochter, die ihren Namen trug und schön und blond war, wie sie selbst es früher gewesen . . . Ihre Arbeit, einst gut bezahlt, brachte jetzt beinahe nichts mehr ein; und sie brauchte auch nicht mehr zu arbeiten, denn sie hatte genug gespart, um ihre letzten Tage in Ruhe und ohne Geldsorgen verbringen zu können . . . aber dennoch spann sie fort, aus alter eingewurzelter Gewohnheit, weil sie es nicht lassen konnte und wollte, weil sie manchmal dachte, sie würde sterben an dem Tage, da sie nicht mehr spänne. . . .

Nun war die Nähmaschine doch gekommen; ein Pracht- und Prunkstück, glänzend poliert, mit schnurrenden Rädern, eine wahre Lust, sie anzusehen und an ihr zu arbeiten.

Die Nachbarn kamen, um zu gucken in vergnügter, fast neidischer Bewunderung. Und sie fragten die Großmutter, ob sie nicht stolz und glücklich sei, solch ein Prachtstück im Hause zu haben.

Aber nein, Großmutter war nichts weniger als stolz und glücklich über die Nähmaschine. Großmutter hatte eine heillose Angst vor diesem unbekannten und komplizierten Ding, das auf Trommeln, kleinen Beinen stand und nicht mit den Händen, sondern fast unsichtbar, mit den Füßen in Bewegung gebracht wurde. Zwar hatte es gar keine Aehnlichkeit mit dem „Schwarzen Teufel", jenem schrecklichen Eisenbahnzug, den sie vor mehr als 60 Jahren durch das Land fahren sah, aber sie traute dem Ding doch nicht, sie verstand es nicht; sie war bang, sehr bang vor ihm.

Und so saßen sie in dem einsamen, altmodischen Häuschen mit seiner niedrigen, verräucherten Balkendecke, seinen kleinen, grünlichen, in Blei gefaßten Fensterscheiben und seinen altertümlichen Zinntellern auf dem Schornsteinsims und auf dem Schrank; so saßen sie, jedes für sich allein arbeitend, ein Bild der alten und der neuen Zeit: das blonde rotwangige Mädchen an ihrer leise schnurrenden funkelnd neuen Nähmaschine, die alte verrunzelte Großmutter vor ihrem summenden Spinnrad aus der Urväterzeit . . . Sie konnten einander nicht sehen, sie kehrten sich gegenseitig den Rücken zu, da jedes vor einem der grünlichen Fensterchen saß, die Aussicht auf das kleine Gärtchen mit seinen alten, rauhen, knorrigen Obstbäumen gewährten. . . .

Das Mädchen, immer mehr entzückt über ihre herrliche Maschine, dachte bei sich: „Großmutter wird sich mit der Zeit schon mit ihr aussöhnen," und ab und zu ließ sie der Alten die schöne Arbeit sehen, die sie mit der Maschine machte.

„Guck nur mal hier die Hemden an, Großmutter! Ich kann jetzt wohl zehne im Tag damit machen!"

Die Großmutter schaute zwar flüchtig auf, antwortete aber mit einem verächtlichen Kopfschütteln:

„Zu meiner Zeit brauchten die Leute so viele Hemden nicht . . ."

Und trotzdem würde Großmutter sich damit aussöhnen! . . . Das sah, das fühlte das Mädchen instinktiv. . . Es kam ihr vor, als ob die Alte ab und zu nach der Maschine guckte, als ob sie heimlich Verlangen trüge, etwas mehr darüber zu erfahren.

Einmal, als sie hinausgegangen war, sah sie beim Wiedereintreten die Großmutter vor der Maschine stehen, offenbar in tiefer Andacht das Wunderwerk betrachtend.

„Soll ich dich vielleicht mal sehen lassen, wie das Ding geht, Großmutter?" fragte das Mädchen, gierig die Gelegenheit beim Schopf fassend.

Aber die Alte fuhr heftig zusammen, und eine tiefe Röte huschte über ihre grauen Wangen, während sie verlegen stotterte und brummte:

„Ner, ner, ich hab' nur nach der Schere gesucht. Warum legst du denn auch immer die Schere weg! Und ich hab' mir gedacht, daß du das Ding da absperren mußt, wenn du aus dem Haus gehst. Ich hab' Angst vor ihm."

„Ja, aber Großmutter, die Schere liegt doch auf deinem Spinnrad!" antwortete Emerentia, der es große Mühe kostete, das Lachen zu unterdrücken.

Der Winter kam, die Tage wurden kürzer. Bald konnte Emerentia nach vier Uhr bei dem grauen Tageslichte nicht mehr arbeiten; und bei dem elenden Oellicht der Großmutter verdarb sie sich die Augen.

„Großmutter, ich werde doch eine Petroleumlampe haben müssen, um abends arbeiten zu können," sagte sie einmal.

Die Großmutter, die mehr als siebzig Jahre lang mit ihren starken Augen bei dem trüben Schein desselben Oellichts gesponnen hatte, schaute bei diesen Worten auf.

„Was? Brand ins Haus? Willst du uns vielleicht bei lebendigem Leib verbrennen sehn?" übertrieb sie.

„Ja, aber Großmutter, sag doch das nicht, alle Leute brennen jetzt Petroleum," bemerkte das Mädchen weinerlich.

„Du mußt's wissen, du mußt's wissen, aber ich geb keinen Pfennig dafür aus!"

„Du sollst auch keinen Pfennig dafür ausgeben; ich werde sie von meinem eigenen Geld kaufen."

Und es kam auch eine schöne, kupferne, hellen Licht spendende Petroleumlampe in das altertümliche Häuschen.

„Na, ist das nun kein schönes Licht!" jauchzte das junge Mädchen, als die Lampe zum erstenmal angezündet war.

„Schöne Dinge dauern nicht lang," dämpfte die Alte den Jubel ihrer Enkeltochter.

Und an den langen Winterabenden saßen sie schweigend bei ihrer Arbeit: das junge Mädchen bei der hellen Petroleumlampe, die Großmutter bei dem altmodischen, armseligen Oellicht.

War es das hohe Alter oder der abtötende Einfluß dieser neuen unbekannten Dinge um sie? Es kam Emerentia vor, als ob die Großmutter nicht mehr so ausdauernd und fleißig arbeitete wie sonst. Das Spinnrad schnurrte manchmal leiser und langsamer, wie ermüdet, wie überwältigt durch das heftige Klappern und Rasseln der funkelnden Nähmaschine. Besonders abends schien es schwer zu gehen; und wie nahe auch die Großmutter das glimmende Oellicht an den graugelben Spinnrocken schob, es war dennoch der helle Schein der Petroleumlampe, der ihr bei der Arbeit leuchtete, den sie suchte und zugleich anzog, der sie ab und zu brachte, trotz ihres inneren Widerstrebens den verwelkt schüttelnden Kopf nach dem herrlichen Lichte wie nach einem Sonnenstrahl umzuwenden.

Emerentia, die die ermüdende Qual ihrer Großmutter bemerkte, sagte: „Aber, Großmutter, ich würde doch nicht mehr spinnen, wenn ich du wäre. Mach dir's lieber etwas bequemer, ich werde für dich mit arbeiten."

Doch davon wollte die störrische Alte nichts hören. Sogleich ging das Spinnrad eine Weile wieder so flink wie sonst, während sie mit einem entschiedenen Kopfschütteln antwortete:

„Ich nicht mehr spinnen! Ner, ner, Kind, das kann nicht sein! Es wäre mein Tod, wenn ich nicht mehr spönne."

Emerentia hatte einen Verehrer. Jeden Sonntag nach der Messe traf sie ihn beim Verlassen der Kirche. Er war ein hübscher Bursche, ebenfalls Schneider, und er wollte sie später, wenn die Großmutter nicht mehr am Leben, heiraten. Die Großmutter war von der Sache unterrichtet und hatte nichts dagegen, doch war es ihr lieber, wenn der Verehrer nicht ins Haus kam.

Es war Christtag. Ueber die unter dem eintönig grauen nebeligen Himmel öde und starr daliegenden Winterfelder hallte, ein melancholisches Echo weckend, der Klang der Glocken. Emerentia, die um halb zwei fortgegangen war, hatte versprochen, daß sie, ihrer Gewohnheit gemäß, bei Anbruch des Abends wieder daheim sein werde.

Sie kam in Begleitung ihres Verlobten in der Dämmerung auf dem einsamen Wege daher, und an der Türe des Gärtchens, wo er sie stets verließ, nahmen sie Abschied von einander bis zum nächsten Sonntag, als Emerentia, die einen zufälligen Blick nach dem Häuschen geworfen hatte, überrascht ausrief:

„Ah . . . da schau nur mal! . . . Meine Petroleumlampe brennt! . . . Sollte jemand gekommen sein, oder war es die Großmutter selbst, die sie angezündet hat? . . ."

Es war tatsächlich so, ein heller Lichtstrahl leuchtete durch die grünlichen Scheiben, und deutlich sah man jemand am Fenster, dicht vor der Nähmaschine.

„Wahrhaftig! . . . Da guck doch mal an!" rief Emerentia, die einen Schritt vorgetreten war, um besser sehen zu können. „Die Großmutter hat selbst meine Lampe angezündet und sitzt nun an meiner Nähmaschine, um zu arbeiten? Hab' ich denn wieder vergessen, sie abzusperren? . . . Ja, wahrhaftig, ich hab' vergessen, den Schlüssel abzuziehen! Wenn sie nur nichts dran kaputt macht!"

„Ha, das ist lustig!" lachte ihr Verlobter, der ebenfalls einen Schritt vortrat, um besser sehen zu können.

„Ich hab' doch Angst, daß sie vielleicht was dran ruiniert hat; ich geh' direkt hinein," sagte das Mädchen besorgt.

Sie verabschiedeten sich schnell durch eine kurze Umarmung und ein: „Auf nächsten Sonntag, Julius! — Auf nächsten Sonntag, Emerentia!"

— „Ah, das freut mich, Großmutter!" rief das Mädchen, das etwas erregt eintrat. „Na, ist es nicht eine Lust, dran zu arbeiten?"

Die Großmutter, die den Kopf tief darüber geneigt hatte, als suche sie mühsam das Oehr der Maschinennadel, gab keine Antwort, machte keine Bewegung.

„Aber Großmutter!" rief das Mädchen, höchlichst überrascht durch diesen unerwarteten Anblick. . . . Doch plötzlich eilte sie, von einer düsteren Ahnung ergriffen, auf die Alte zu und faßte sie bei der Hand.

Mit einem gellenden Schrei fuhr sie zurück, eilte wieder zum Haus hinaus und schrie nach Julius. „Julius, Julius!" tönte in höchster Angst ihre schrille Stimme.

Er war noch nicht weit; er kam entsetzt zurück, lief mit ins Haus und eilte auf die Alte zu . . .

Die Großmutter war eine Leiche. . . . Sie war da plötzlich gestorben, vor der Nähmaschine sitzend, mit der Hand an der Nadel und mit den Füßen auf dem Tritt, plötzlich gestorben bei diesen fremden, unbegreiflichen Dingen des neuen Lebens, im letzten Augenblick des Widerstrebens, wozu ein mächtiges Gefühl der Neugierde, gemischt mit Angst, sie nach und nach unwiderstehlich getrieben hatte.

Umschau

Baukunst. Zechenbauten und Konstruktionshallen. Wenn die meisten unserer Werke und — leider — auch neueren Zechenanlagen und großen Hüttenbauten im Beschauer ästhetischen Wirkungen hervorrufen, so erklärt sich das ganz einfach daraus, daß sie vorwiegend lediglich dem Ingenieur geschaffen sind, der Unterschied für seine maschinen-technischen Anlagen suchte und das „ästhetische Mauerwerk" in seinen Zeichnungen gleich mit entwarf. Eine technisch musterhafte Anlage kann so zu einer künstlerisch wertlosen Form kommen, denn es ist selbstverständlich, daß man von einem tüchtigen Maschinenkonstrukteur nicht zugleich die Gabe gediegener Baugestaltung erwarten kann. Wie überall, so macht sich auch in der Schwerindustrie jetzt das Bestreben geltend, nicht nur Bauten aus Eisenfachwerk und Wellblechdach oder bestenfalls massive Ziegelrohbauten mit schwarzer Pappbedachung zu schaffen, sondern den Architekten bei der Errichtung solcher Werke, die der Ortschaft vielfach ein Charakteristikum geben, mitreden zu lassen. Einige Belege zu den Bestrebungen auf diesem Gebiete bringt das neueste Heft des Industriebaus (Leipzig, Karl Scholtze), wo zunächst in einer Reihe von Bildern die Kohlenwäsche der bayerischen Staatsgrube Stockheim dargestellt ist, die im Frühjahr d. J. in Betrieb genommen wurde. Das Bergwerk liegt im äußersten Süden Thüringens, wo man überhaupt von Steinkohlenvorkommen bisher wenig gehört hatte. Es war früher im Privatbesitz und ist erst nach Schaffung moderner Aufbereitungsanlagen eine wirklich einbringende Zeche geworden. Der Bau der Wäsche weicht von den im Kruppschen Industriebezirk gewohnten Gebäuden ab. Er ist unter starker Verwendung von Eisenbeton durchgeführt, schließt sich aber im allgemeinen der Bauform der dortigen Gegend an. Die Baugruppe ist sehr geschickt gegliedert und durch ein hohes Mansardendach prächtig betont. Die Flächen, die lediglich durch eine vorteilhafte Fenstergruppierung belebt werden, sind weiß geputzt, das Dach ist mit Biberschwänzen eingedeckt. Die Gesamtwirkung schließt sich sehr vorteilhaft an die üblichen alten ländlichen Fabrikbauten aus dem Anfang des vergangenen Jahrhunderts an, erinnert jedenfalls in nichts an die saftlos bekannten Ziegelrohbauten. Wie weit die Putzflächen und das Dach unter der Einwirkung von Ruß und Kohlenstaub ihren Reiz einbüßen werden, wird die Erfahrung der nächsten Jahre lehren müssen. Jedenfalls bedeutet das Stockheimer Werk ästhetisch einen Fortschritt. Von hohem Interesse sind im gleichen Hefte die Abbildungen und Detailzeichnungen der großen Turbinenhalle der A. E. G. von Professor Behrens. Der Bau ist inzwischen bereits als ein Muster für Gestaltung großer Konstruktionshallen allgemein bekannt geworden. Man darf hoffen, daß Werke von ähnlicher Bedeutung demnächst auch im Industriebezirk anzutreffen sind. Ebenfalls ist der neue Gasbehälter der Stadt Dresden (Stadtbaurat Erlwein) als ein Muster für zweckmäßig schöne Gestaltung von Nutzbauten anzusprechen. Zwar wird in der hiesigen Gegend die Ummantelung von Gasbehältern wenig angewandt, daß dagegen die ungeschützten schwarzen Riesenglocken besondere Schönheitswerte auslösen, wird niemand behaupten wollen. Wer damit den Bau Erlweins vergleicht, erkennt die Wege, welche unsere moderne Fabrikgestaltung mit Erfolg geht.

Verkehrswesen. Automobilistische Irrwege. Behauptet Dr. Karl Dieterich-Hellenberg, dessen Ruf als Fachmann durch seine Stellung als vereidigter Sachverständiger für Automobilwesen gefestigt ist, veröffentlicht im Tag einen Aufsatz, dessen Inhalt darüber aufklärt, daß gegen den unseligen Rennsport im Automobilwesen aus den Reihen der Automobilfahrer selbst energischer Widerstand geleistet wird. Man liest Dr. Dieterichs Ausführungen mit großem Interesse und mit Zustimmung zu seinen Schlußfolgerungen. Er schreibt:

Am Ende der Prinz-Heinrich-Fahrt ist vom Stifter des Preises das Wort geprägt worden: Der Sport bringt es mit sich, daß Menschenleben riskiert werden, denn es liegt eben im Wesen des Sports, daß der Mensch auch die damit verbundene Lebensgefahr nicht scheut! Zweifellos hat diese Definition eine gewisse Berechtigung. Solange der Sportlustige sein eigenes Ich auf das Spiel setzt, ist gegen diese Betätigung gewiß nichts einzuwenden. Anders, wenn dabei andere Menschenleben riskiert werden und eine neue Verkehrsart zum Sport gestempelt wird, die es — wenigstens heute — gottlob nicht mehr ist. Das Automobil ist — und das sei hierzu von einem, der die Entwicklung des Kraftfahrzeuges von Anfang an mitgemacht hat, ausdrücklich festgestellt — kein Sportfahrzeug mehr, sondern ein modernes „Verkehrsmittel", das jetzt in der Form des billigen Klein-Autos mehr und mehr auch Eingang in die Volkskreise findet. Die Tausende von Verkehrswagen, Droschken usw. zeigen zur Genüge, daß wir im Kraftwagen heute nur noch das allgemein anerkannte Verkehrsmittel, aber nicht mehr ein Sportmittel haben. Wenn also durch eine automobilistische Sportveranstaltung auch nur ein Kind verletzt wird oder gar Menschen getötet werden, so ist das tausend- und abermals tausendmal schlimmer und bedauerlicher, als wenn bei einer solchen verkappten Renn-Tourenfahrt etwas niedrigere Rennresultate als sonst erzielt werden. Vielleicht ist es noch nicht zu spät, wenn sich nochmals die Stimmen von nicht ganz unerfahrenen Automobilisten erheben und der Versuch gemacht wird, die Förderung des Kraftfahrwesens in vernünftige und richtigere Bahnen zu lenken. Es erscheint das um so wünschenswerter, als man mit Dank die gute Absicht der Stifter verschiedener Preise anerkennt, wenn auch die Ziele und die Ausführung in ganz falsche Bahnen gelenkt worden sind. Möge also für die gute Absicht nie der Tag kommen, wo diejenigen, denen diese Veranstaltungen nützen sollen, ausrufen müssen: Der Himmel bewahre uns vor unseren guten Freunden!

Und so sei es mir gestattet, die Punkte zusammenzustellen, die aus der sogenannten Tourenfahrt, sei sie eine Herkomer- oder Prinz-Heinrich-Fahrt gewesen, eine Rennfahrt gemacht haben, die daran schuld sind, daß nicht dem Automobilismus als Verkehrsmittel, sondern nur der Sportseite gedient worden ist. Ob der Sport im

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416951805-19100709/18 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG